Osttiroler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote"

31. Jahrgang | Donnerstag, 29. August 1963 | Nummer 8

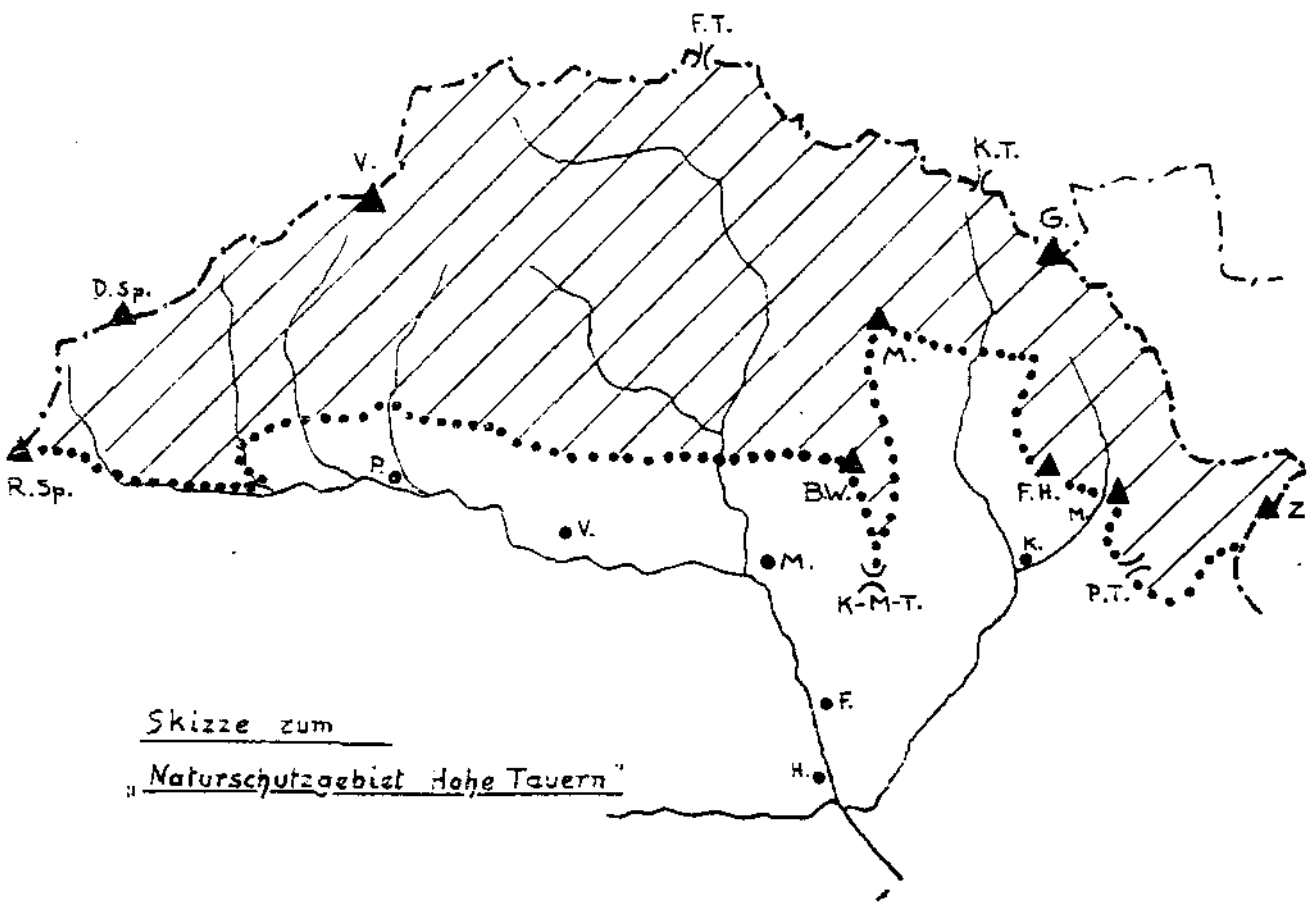
Naturschutzgebiet Hohe Tauern

Ein Antrag

Durch den Bau der Felbertauernstraße wird ein bisher vom Verkehr fast unberührt gebliebenes Gebiet in diesen einbezogen. Das Tauerntal auf der Südseite, das Amertal und das Felbertal auf der Nordseite der Hohen Tauern werden aller Voraussicht nach Fertigstellung dieser Straße einen ähnlichen Sommerverkehr erleben wie das Gebiet der Glocknerstraße. Es ist unvermeidbar, daß neben der Straßentrasse verschiedene Bauten entstehen: Tankstellen und Servicestationen, Wärterhäuser und Wochenendhäuser; daß Freileitungen und Wasserleitungen gelegt und Parkplätze und Campingplätze errichtet werden; Liftplanungen werden nicht ausbleiben, Steiganlagen werden nötig werden — mit einem Wort: ein bisher fast unberührtes, nur einer bescheidenen landwirtschaftlichen Nutzung dienendes Gebiet ist von schweren Störungen und Verunstaltungen bedroht, wenn nicht behutsam vorgegangen und rücksichtsvoll geplant und gebaut wird.

Halten wir fest: Der Fremde — und um ihn geht es doch auch beim Bau dieser Straße, wenn schon nicht in erster so doch in zweiter Linie — sucht bei uns die unberührte Natur; er will dem Lärm, der Hast, dem Gedränge für eine Zeit entkommen; er will Ruhe, Stille und Erholung finden, will sich an der unberührten Natur freuen können, um zu ihr wenigstens während kurzer Ferientage zurückzufinden, nachdem ihn das Stadtleben ihr so gründlich entfremdet hat. Deswegen kommen doch die Fremden — wenigstens die meisten von ihnen — zu uns. Und daraus ergibt sich folgerichtig, daß die unberührte Landschaft das eigentliche Kapital ist, mit dem wir wirtschaften.

Gäbe es keinen anderen Grund, für ein Naturschutzgebiet in den Hohen Tauern zu sprechen, dieser eine



Skizze zum „Naturschutzgebiet Hohe Tauern"

müßte hinreichen. Dem nicht ausschließlich wirtschaftlich Denkenden schwebt freilich noch ein anderer, wichtigerer vor: Unsere alpine Tier- und Pflanzenwelt verliert von Jahr zu Jahr weitere Räume, wird immer weiter eingeengt und droht, mit ihren markantesten Vertretern bald ganz zu verschwinden. Diesem Verfall muß in letzter Minute mit allen Mitteln entgegen getreten werden.

Die Landesregierung von Salzburg hat im Jahre 1960 Teile des Habachtales, des Hollerbachtales, des Felbertales, die Amertalöd und die Dorferöd zum Naturschutzgebiet erklärt. In diesen Gebieten sind alle das Landschaftsbild störenden und schädigenden Eingriffe verboten: einzelnes oder gruppenweises Zelten, Anlage und Betrieb von Steinbrüchen, die nicht unter die Bestimmungen der Gewerbeordnung fallen, Errichtung von Zäunen, deren Herstellung keiner Bewilligung nach der Salzburger Landesbauordnung bedarf, die Führung elektrischer Leitungen, die keiner elektrobehördlichen Genehmigung bedürfen, falls nicht Holzmasten verwendet werden, sodann die Ablagerung von Schutt, Abfällen und Müll. Andere als die hier angeführten schädigenden Eingriffe in das Landschaftsbild durch Maßnahmen, die einer behördlichen Bewilligung nicht bedürfen, können in diesen Gebieten von der Landesregierung untersagt werden.

Dieses salzburgische Schutzgebiet reicht an der Nordgrenze des Bezirkes Lienz vom Tauernkogel bis zur Hohen Fürleg.

Es liegt nahe, die diesseits des Tauernhauptkammes liegenden Gebiete auf ähnliche Weise zu schützen.

Dieser Erwägung wurde bereits in einer Eingabe des Naturschutzbeauftragten des Bezirkes Lienz vom 7. November 1962 an die Bezirkshauptmannschaft Lienz Rechnung getragen.

Diese Eingabe sei hier im Wortlaut wiedergegeben:

„Auf Grund der Besprechung vom 29. Oktober d. J. zur Festlegung eines Landschaftsschutzgebietes entlang der im Bau befindlichen Felbertauernstraße stellt der Naturschutzbeauftragte für den Bezirk Lienz folgenden Antrag:

Zum Schutze der Landschaft im weitesten Sinne — also der Landschaft einschließlich der Pflanzen- und Tierwelt — soll im Bereich des Tauernhauptkammes ein Naturschutzgebiet gemäß § 4 des Tiroler Naturschutzgesetzes vom 17. Juli 1951 mit der Bezeichnung „Naturschutzgebiet Hohe Tauern" errichtet werden. Begründung: Durch den Bau der Felbertauernstraße wird ein bisher fast unberührt gebliebener Teil des Bezirkes in das allgemeine Verkehrsnetz einbezogen. Es ist unschwer vorauszusagen, daß diese Erschließung die Unberührtheit dieses landschaftlich hervorragend schönen Gebietes unvermeidbar weitgehend beeinträchtigen wird.

Um vermeidbare Schädigungen hintanzuhalten, sollte ein noch genau abzugrenzendes Gebiet unter Naturschutz gestellt werden.

Abgrenzung: Einen Entwurf für die Abgrenzung dieses Naturschutzgebietes enthält die angeschlossene Karte. Er ist nur als Diskussionsgrundlage gedacht, soweit er sich nicht an die Staatsgrenze (Rötspitze — Dreiherrenspitze), an die Landesgrenze gegen Salzburg (Dreiherrenspitze — Eiskögele) und an die Landesgrenze gegen Kärnten (Eiskögele — Zinketz) hält.

Die Südgrenze soll im Umbaltal der Isel folgen, von Ströden ab in östlicher Richtung entlang der Nordflanke des Iseltales — und zwar meist etwas über oder unter der Höhenschichtenlinie 2000 — verlaufen und das Tauerntal nördlich der Proßeggklamm queren, weiter in östlicher Richtung bis in die Gegend der Bretterwand führen und von dort scharf nach Süden zum Kals-Matreier Törl abbiegen; vom Törl soll sie in Nordrichtung entlang der Kammlinie bis in die Gegend des Kalser Tauernhauses und von diesem entlang der Ostflanke des Dorfertales geführt werden, das Figerhorn erreichen und zwischen diesem und der Medelspitze das Ködnitztal queren; von der Medelspitze schließt sie mit einem nach Südosten gerichteten und bis zum Zinketz reichenden Bogen das gesamte Schutzgebiet ab.

Exklaven: Im Tauerntal sollen im Bereich von Gruben-Berg, Raneburg, Landecksäge und Tauernhaus Ausnahmegebiete vorgesehen werden.

Maßnahmen:

1. Gänzliches Pflückverbot für alle Pflanzen im gesamten Bereich. Die Beweidung und die sonstige bisher übliche landwirtschaftliche Nutzung werden durch dieses Verbot nicht berührt.

2. Völliger Schutz im gesamten Bereich für alle nichtjagdbaren Tiere. Verbot der Beunruhigung des Wildes. Gänzlicher Schutz für die Tierwelt der Seen und Wasserläufe. Verbot der Verfolgung nicht geschützter jagdbarer Tiere. Die Ausübung der Jagd im Schutzgebiet soll zunächst nicht eingeschränkt, jedoch sollen die Jagdpächter zur besonders pfleglichen Behandlung ihres Jagdgebietes verhalten werden.

3. Eingriffe irgendwelcher Art in das Landschaftsbild, etwa die Anlage von Straßen, Wegen und Steigen, Errichtung von Hochbauten, von Zäunen, Gräben, Elektroleitungen, Aufzügen und Beförderungsanlagen aller Art sind genehmigungspflichtig. Ohne vorherige Genehmigung in Angriff genommene Bauten jeder Art sind auf Kosten des Bauherren zu entfernen, bezw., es sind zu seinen Lasten die ursprünglichen Verhältnisse wieder herzustellen, und zwar auch dann, wenn die Genehmigung für den Bau voraussichtlich erteilt worden wäre.

4. An allen Weg- und Steigeingängen in das Naturschutzgebiet ist durch Hinweistafeln darauf aufmerksam zu machen, daß an dieser Stelle das Naturschutzgebiet beginnt. In allen Hütten und sonstigen Gaststätten sind die Schutzbestimmungen dauernd anzuschlagen. Faltprospekte mit eingetragenem Schutzgebiet sind in diesen Betrieben vorrätig zu halten und den Besuchern zur Verfügung zu stellen.

5. Zelten ist nur an den hiefür vorgesehenen und gekennzeichneten Plätzen erlaubt. Jede Verunreinigung der Zelt- und Lagerplätze ist zu unterlassen. Desgleichen dürfen stehende und fließende Gewässer weder verunreinigt noch in ihrem natürlichen Lauf oder in ihrer natürlichen Ausdehnung verändert werden.

6. Werbeankündigungen jeder Art sind im Naturschutzgebiet untersagt."

Es ist zu hoffen, daß sich die hiefür zuständigen offiziellen Stellen der Notwendigkeit, das Kernstück der Hohen Tauern zum Naturschutzgebiet zu erklären, nicht verschließen werden.

H. Waschgler

Franz Dinzl von Angerburg, Abt von Marienberg

Ein Beitrag zur Dinzl-Chronik

Von Norbert Hölzl

Franz von Dinzl zählt trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit von knapp elf Jahren, die er dem alten Südtiroler Stift Marienberg im Vintschgau vorstand, zu seinen hervorragendsten Äbten. In der für die damaligen Klöster überaus schwierigen Zeit des Josefinismus bedurfte es von den geistlichen Würdenträgern eines sehr hohen Maßes an diplomatischem Geschick, um ein ungestörtes Weiterleben der Stifte u. der Lehrtätigkeit an den Klosterschulen zu sichern — und gerade das kann man diesem damals sehr angesehenen Abt nicht absprechen.

Franz Maria v. Dinzl wurde am 28. Dezember 1728 in Imst geboren und verbrachte dort auch seine frühe Jugend. Drei Brüder seines Vaters Josef v. D., Mathias, Johann und Franz waren Kapuziner geworden, zwei davon Missionare. Es war also nicht verwunderlich, daß sich der 18jährige Franz Dinzl entschloß, sich dem geistlichen Beruf zuzuwenden. (Vgl. dazu Dr. R. Hölzl, Priester und Nonnen aus dem alten Pustertalergeschlecht der Dinzl von Angerburg zu Tamerburg u. a. d. Huben, Ostt. Hbl. 1936, 9, 72.)

Am 8. Dezember 1746 erfolgte seine Einkleidung. Fünf Jahre später, am 7. Mai 1752 wurde Franz v. Dinzl zum Priester geweiht. Er soll in Innsbruck mit ungewöhnlich großem Erfolg studiert haben. Als er endgültig in den Benediktinerorden eintrat, war er 2[illegible] Jahre alt.

In den nun folgenden Jahren wirkte Pater Franz v. Dinzl mit „höchstem Eifer" in der Seelsorge. Von 1765 bis 1771, dem Jahr seiner Wahl zum Stiftsabt, war er Kurat von Platt in Passeier.

Abt Franz II. von Dinzl (1728—1782)

Innerhalb der Familie Dinzl könnte man den Abt Franz v. Dinzl wegen seiner aufgeschlossenen und der für seine Zeit ungewöhnlich fortschrittlichen und modernen Haltung am ehesten dem Lienzer Dekan Paul Dinzl v. A. (30. 6. 1630 — 10. 4. 1680) an die Seite stellen, der im heimatkundlichen Schrifttum besonders durch seine vernünftige, d. h. ablehnende Haltung beim letzten Lienzer Hexenprozeß in den Jahren 1679/80 bekannt geworden ist. (Paul v. Dinzl soll Emerenzia Pichler sogar in Schutz genommen haben.) „Scientiarum cultor ac promotor eximius", Bewährer und sehr großer Förderer der Wissenschaft, heißt es auf dem Bildnis des Abtes im Kloster Marienberg. Franz und Marx D. v. A., der neben Dekan Paul wichtigste Vertreter der Familie Dinzl in Lienz, dürften soweit mir das Schrifttum über die Dinzl bekannt ist, die beiden einzigen Mitglieder des ganzen Geschlechtes sein, von denen wir Äußerungen über wesentliche Charakter-Eigenschaften überliefert haben. Heißt es vom Stadtgerichtsschreiber Marx (1615 —1675) „Vir praechisus et severus" (ein verschlossener und strenger Mann), so von Pater Franz v. Dinzl, er sei ein „stattlicher, für alles Gute und Edle begeisterter Mann" gewesen.

Die Wahl des neuen Abtes 1771

Am 15. April 1771 war Beda Hillebrand, Dinzls Vorgänger (1732—1771), im Kloster Marienberg gestorben. An der Wahl seines Nachfolgers am 8. Juni 1771 beteiligten sich 24 Votanten. Gleich beim ersten Wahlgang gaben 15 davon ihre Stimme dem Pater Franz Maria Dinzel (die Schreibweise ist verschieden, man findet auch noch „Tinzl", richtig ist allerdings nur „Dinzl"), aus dem adeligen Geschlecht der Dinzl von Angerburg. Bei dieser Wahl präsidierte Vigilius Kranicher von Kranichsfeld, der Abt von Stams, die Landesfürstin vertrat dabei Graf Alois v. Sarnthein. Am 25. Juli fand die Konfirmation und feierliche Benediktion Franz v. Dinzls durch den Nuntius Aloisius Valenti-Gonzaga statt.

Abt von Marienberg 1771 — 1782

Wie schon erwähnt, galt Franz D. v. A. als ein großer Förderer und, wie es auch heißt, „Freund" der Wissenschaften. Dabei war eines seiner wichtigsten Ziele die Verbesserung der Unterrichtsmethoden, ganz besonders der des theologischen Faches. Wo er nur konnte, vermehrte der neue Abt die Stiftsbibliothek seines Klosters und trachtete, alle begabteren Kleriker in auswärtige Lehranstalten zu schicken, um ihren Gesichtskreis zu erweitern.

Er hatte großen Erfolg in seinem Bestreben, die wirtschaftliche Lage des Klosters Marienberg zu verbessern. So konnte unter ihm eine prächtige Neugestaltung der alten Stiftskirche vorgenommen werden. In diesem Zusammenhang wird uns auch von einer besonders schönen Einrichtung seiner Gästezimmer berichtet.

Eine der Hauptsorgen des Abtes Dinzl galt der Lehranstalt in Meran, die sein zweiter Vorgänger, Abt Johann Murr, im Jahre 1725 gegründet hatte. In Bd. 5 der „Beschreibung der Diözese Brixen", der wichtigsten Quelle über das Wirken Franz v. Dinzls in Marienberg, heißt es darüber: „.... Es unterliegt keinem Zweifel, daß er nur dem Ansehen, das er bei der Regierung genoß, zu verdanken war, daß eben dem Meraner Gymnasium mit ah. Entschließung vom 8. Sept. 1774 gestattet wurde, sich zu einem Lyzeum zu erweitern, während andere Lehranstalten mit der Sperrung bedroht wurden, weil sie die neu eingeführte Studienordnung zu wenig beobachteten." Trotz seiner Bemühungen zog sich die endgültige Verwirklichung dieses Lyzeums bis 1780 hin, weil Marienberg auf Grund einer Verordnung des Jahres 1777 einen eigenen Präfekten stellen sollte, aber Meran die dafür notwendige finanzielle Unterstützung nicht aufbringen konnte (oder wollte). Am 16. Oktober 1780 kam endlich zwischen Marienberg und Meran ein Vertrag zustande, der das Kloster nur verpflichtete, je einen Professor für Logik und Physik zu halten. Das Lyzeum bestand allerdings nur ein Jahr, „weil es mehr Widersacher als Gönner hatte". (Vermutlich hat zur Schließung auch noch eine Rauferei unter den Studenten im April 1781 beigetragen).

Neben diesen Sorgen um die „philosophischen Kurse" in Meran, waren es damals vor allem die innenpolitischen Neuerungen in Österreich, die für ihn während seiner Leitung des Klosters große Schwierigkeiten mit sich brachten. So verbot z. B. die kaiserliche Verordnung vom 24. 3. 1781 allen österreichischen Klöstern jegliche Verbindung zu auswärtigen. Dadurch wurde Marienberg u. a. aus der schwäbischen Ordensprovinz herausgerissen. (Für das Kloster waren das sehr einschneidende Änderungen, weil bisher gerade zwischen den schwäbischen Benediktinerabteien und den tirolischen Stiften Stams und Marienberg viele persönliche Beziehungen und auch wirtschaftliche Bindungen bestanden hatten.)

Franz v. Dinzl begann leider schon sehr früh zu kränkeln. Er war noch nicht 54 Jahre alt, als er am 29. Mai 1782 starb.

Sein früher Tod wurde als umso schmerzlicher empfunden, als man mit Recht fürchtete, die Wahl eines Nachfolgers könne in dieser zum Teil sehr klosterfeindlichen Zeit auf Schwierigkeiten stoßen. — Aber es kam dann besser, als man zuerst dachte: Am 14. August desselben Jahres konnte P. Plazidus Zobel zu seinem Nachfolger gewählt werden.

Unter den Bildnissen der Äbte des Stiftes Marienberg finden wir auch das seines 41., des Franz Dinzl v. Angerburg. Es trägt folgende Inschrift:

„FRANCISCUS II de DINSL, ABBAS XLI,
Electus VIII Idus Julii MDCCLXXI, praefuit annos X Mens. X Dies XXI Scientiarum cultor ac promotor eximius. obiit IV cal. Junii MDCCLXXXII."

Altertümliche Lebensbilder aus der Sprachinsel Pladen (Sappada) in Oberkarnien

Von Beppi Sefilan (Sappada)

(3. Fortsetzung) Eingeleitet und aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Maria Hornung

Das Holzknechtleben in Pladen, von dem uns Beppi Sefilan berichtet, ist ein interessantes Gegenstück zu jenem, das einst in Osttirol geherrscht haben dürfte. Die Unterbringung im Wald in einer Holzknechthütte, die Arbeitswerkzeuge und Arbeitsgeräte vgl. Abb. 8)[7] mögen früher einmal sehr ähnlich gewesen sein. Die Nahrung war naturgemäß nicht auf Polenta, sondern andere einfache Speisen abgestimmt. Vielleicht darf man auch einmal einen Bericht über das Osttiroler Holzfällerleben erwarten. Die Pladner Verhältnisse zeigen auf diesem wie auf anderen Gebieten eine Einfachheit des Arbeitslebens und Bescheidenheit der Menschen, die jedem Hochachtung abringen muß.

4. Die harte Arbeit der Holzknechte

Heutzutage ist die Arbeit der Holzknechte in Pladen durch besondere Verträge geregelt, die die Arbeitszeit und die Löhne der Männer festsetzen und wird erleichtert durch technische Errungenschaften und modernes Arbeitsgerät. Überdies ernähren sich diese Arbeiter durch gehaltvolle und abwechslungsreiche Speisen. So gibt es kein Heimweh nach der fernen Zeit, in der das Holzfällen in den seit Jahrhunderten gebräuchlichen traditionellen Formen geübt wurde, in Formen, die bis nach dem ersten Weltkrieg anhielten.

Gewöhnlich arbeitete man in Gruppen, die höchstens aus zwanzig Mann bestanden. Einem von ihnen war die Tätigkeit eines Kochs (Kchoch) beschieden, während alle anderen, einschließlich des Anführers, für die verschiedenen Arbeiten verwendet wurden; häufig wurde den erwachsenen Männern ein Bub zur Verteilung des Trinkwassers (Bâßrpui) beigesellt.

Wenn sich die Arbeit in fern von den menschlichen Behausungen liegenden Wäldern abspielte, kehrten die Holzknechte abends nicht zu ihren Familien zurück und man mußte sich eine Unterkunft zurechtrichten. Die kleineren Stämme der als erste gefällten Bäume dienten zum Bau einer Hütte (Hitte), die mit großen Rindenstükken, die man von den gefällten Bäumen abgeschält hatte, gedeckt wurde. Ein bißchen Gras, das man tagsüber getrocknet hatte, diente als Lager (Ggußo, friaul. Lehnwort), auf das sich die Holzknechte (Bâltmänne, „Waldmänner") hinwarfen, um angezogen zu schlafen.

Vom Koch verlangte man nicht viel: Polenta und Käse (Plente und Kchaaze) zum Frühstück, zu Mittag und zum Abendessen. Manchmal eine Art Kaffee am Morgen und selten eine Suppe am Abend. Das war der ganze Speisezettel, aber wehe dem Koch, der sich in der Menge des Mehls irrte: die Polenta durfte nicht zu weich und mußte gut gekocht sein. Morgens und abends wurde die Mahlzeit in der Hütte eingenommen; zu Mittag hingegen machte der Koch seine „Küche" nahe dem Arbeitsplatz, der täglich wechselte, zurecht. Man wollte seine Polentaschnitte heiß verzehren und nicht Zeit verlieren durch den Weg zur Hütte, die oft weit entfernt war.

Der Wasserbub hatte sein eigenes Geschäft zu verrichten! Mit einem Fäßchen (Pitra, „Bütterich", zu Butte) aus Holz, das ständig mit gutem, frischem Wasser gefüllt sein mußte, mußte er während der Arbeit von einem Holzknecht zum anderen gehen und ihren Durst löschen. Indem er den Behälter in die Hand nahm, trank jeder Arbeiter direkt aus dem Röhrchen. War der Durst gelöscht, so steckte er den Pfropfen wieder hinein und trug dem Knaben auf, bald wieder vorbeizukommen.

Die Arbeit vollzog sich, wie man heute sagen würde, am laufenden Band: zwei Holzknechte schlugen die Bäume um und bedienten sich dabei der Hacke (Hâkche) und der Zugsäge (Plânkchsonge), einer hackte die Äste ab mit einem größeren Beil (Pail oder Muuzlpail), ein anderer entfernte die Rinde mit einem besonderen Werkzeug (Schpßar). Es folgte dann der Anführer, der die Maße nahm und durch Kerben die Stellen bezeichnete, wo andere Arbeiter die Bäume in Stämme (Muuzl) zu zerschneiden hatten. Jeder Stamm mußte, bevor er als fertig bezeichnet werden konnte, an den beiden Enden abgestumpft (gepidmelt, „gebüdemelt", d. h. etwa „gebödnet, mit einem Boden versehen werden), damit er später beim Abtransport leichter durch die Wasserkanäle gleiten konnte.

Abb. 8

Am Ende der Arbeit setzte man in die Stämme das Zeichen des Besitzers (Mârch) ein mit Hilfe eines besonderen Eisens (Merkchaizn).

Wie viele Stunden arbeiteten diese Menschen am Tag? Mindestens zwölf! Und keiner beklagte sich? Die Älteren erinnerten sich häufig in den kurzen Pausen an die schwere Arbeit in den Wäldern Ungarns, wo die Arbeit häufig während einer Saison sechzehn von vierundzwanzig Stunden eines Tages ohne jede Mittagspause beanspruchte. Sie arbeiteten ohne Pause, sie aßen eine einfache Nahrung, tranken Wasser, rauchten Buchenblätter und waren glücklich, wenn sie am Ende einen Spargroschen nach Hause tragen konnten.

Die Einfachheit der Holzknechte von einst war rührend wie ihre ganze kleine Welt selbst: eine Welt unvergleichlicher Unschuld und Arbeitsamkeit.

Aber was waren sie für Menschen, diese Holzknechte, die in ihrer harten Arbeit ihr Leben hinbrachten, zufrieden und glücklich am Abend, daß sie viele Stämme zusammenbrachten? Niemals gab es eine Unterhaltung, nur ein hartes Bett, eine kärgliche Nahrung und vielleicht einmal einen Schluck Schnaps.

Es war wirklich hart, dieses Leben der Holzfäller in einer noch gar nicht so weit zurückliegenden Zeit.

Auch heute noch gibt es die Arbeiten im Wald, aber es gibt nicht mehr den Mann, der von Polenta lebt, und selten wird der Wasserbube gebraucht. Man sieht verschiedene Flaschen rundum herumliegen, Fleischkonservendosen, und Eierschalen, und in den mächtigen Rucksäcken fehlt nicht ein Gefäß mit Suppe, die am Morgen daheim gekocht wurde.

Und die Arbeitsstunden sind eingeschränkt und erlauben es, abends in die Familie zurückzukehren.

Einstmals vegetierte man kümmerlich, heute aber lebt man. Die Zeiten haben sich geändert, die Erinnerung an die Vergangenheit bereitet jedoch niemandem Heimweh nach ihr. Oh nein kein Bedauern! Aber eine feine Polenta, ein bißchen weniger hart als einst, mit einem appetitlichen Kalbfleisch in Soße oder mit einem guten „Frico" (gemeinsam gebratenem Käse und Speck) würde uns Vergnügen machen. Das wäre uns genug! Wäre es nicht poetisch, die Mahlzeit dort unter dem grünen Dach der Bäume einzunehmen, am Ufer eines Baches, in dem man eine Flasche Wein kühl halten könnte?

7) Da kein entsprechendes Bild aus Pladen vorliegt, sollen die Geräte der Holzarbeit aus Osttirol selbst (Zedlach bei Matrei) gezeigt werden.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Osttiroler Heimatblätter - Heimatkundliche Beilage des "Ostiroler Bote"

Jahr/Year: 1

Band/Volume: 1963-31-8

Autor(en)/Author(s): Waschgler Hans

Artikel/Article: Naturschutzgebiet Hohe Tauern. Ein Antrag 1